

# **POETRY SLAM:**

## **Ein Weg auf die Bühne für spielfaule Jungs?**

**Leonie Schönleber  
Wiesenbacherstr. 31a  
69151 Neckargemünd  
lschoenleber@gmx.de  
TP 12-2**

**Erstellt im Rahmen der Ausbildung zur Theaterpädagogin (BuT) an der Theaterwerkstatt  
Heidelberg.  
Ausschließlich zum internen Gebrauch bestimmt.**

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	2
I. „Boys adrift“: Das „Jungen-Problem“ .....	5
I. 1. Typisch für Jungs: Die „Null-Bock“-Haltung .....	5
I.2. Jungen als „Bildungsverlierer“ .....	6
I.3. Warum wir ein „Jungen-Problem“ haben: Mögliche Ursachen .....	9
I.3.1. Geschlechterspezifisches Verhalten - Veranlagung oder Erziehung? .....	9
I.3.2. Jungen in der heutigen Gesellschaft – „zwischen allen Stühlen“ ? .....	11
I.3.3. „Einfach und rundum „Männer““: Wo sind die Vorbilder für Jungen? .....	13
I.4. „Mehr Männer ins Bildungssystem“ - die einzige Lösung? .....	16
II. Poetry Slam : Selbstbehauptung für junge Dichterinnen und Dichter .....	19
II.1 Entstehung und Entwicklung des Poetry Slam bis heute .....	19
II.2. Formen und Abläufe von Poetry-Slam-Veranstaltungen .....	21
II. 3. Gedichte auf der Bühne?! Warum Poetry Slam gerade für Jungen geeignet ist	22
II. 4. Profitieren nur die Jungen vom Poetry Slam? .....	26
III. Zusammenfassung und abschließende Überlegungen.....	28
Bibliographie .....	32

## Einleitung

Als ich selbst noch zur Schule ging, gab es dort, zu meiner großen Freude, auch eine Theater-AG. Ab der neunten Klasse konnte man teilnehmen, und ich konnte es kaum erwarten, endlich alt genug zu sein. Aber letztlich erlebten ich und alle anderen in der Gruppe eine herbe Enttäuschung. Es kam keine Aufführung zustande – nicht etwa, weil wir nicht hätten spielen wollen oder können, nicht wegen des Lehrers, denn er hatte sichtlich Spaß an der Arbeit mit uns und setzte sich für uns ein.

Unser ursprünglicher Plan war es gewesen, eine Bühnenfassung von Morton Rhues' „Die Welle“ zu spielen. In diesem Stück gründet ein junger, engagierter Lehrer mit seiner Schulklasse eine faschistoide Vereinigung, um seinen Schülerinnen und Schülern besser begreiflich zu machen, was Faschismus bedeutet.

Für das Stück und unsere Inszenierung wäre es darauf angekommen, zunächst einmal den ganz normalen Schulalltag in einer normalen Schulklasse darzustellen, um diesen dann umso erschütternder in Kontrast zu setzen zum später in der ganzen Schule vorherrschenden „Faschismus“. Nun sind in einer normalen Schulklasse in der Regel genauso viele Mädchen wie Jungen. In unserer Truppe aber herrschte bei zehn Mädchen und zwei Jungen eklatanter Männermangel, und es gelang uns nicht, glaubhaft die „normale“ Schulklasse mit Liebeleien, Rangeleien, dem Pausenc clown und dem schüchternen Außenseiter nachzustellen. Wir zerbrachen uns so lange über mögliche Alternativen den Kopf, bis wir keine Probenzeit mehr hatten und das Ganze abgesagt werden musste.

Die Erfahrung reiner Frauentruppen, die zunächst einmal nach Stücken suchen müssen, die mit einer rein weiblichen Besetzung noch funktionieren, habe ich während meiner Karriere als Hobbyschauspielerin immer wieder gemacht – an der Universität etwa oder in kleineren privaten Schauspielgruppen.

Wo sind die Jungen und die jungen Männer, wenn es ums Theaterspielen geht? In den Zeiten meiner glücklosen Theater-AG versuchten wir, schon in einiger Verzweiflung, einen Klassenkameraden zur Teilnahme zu überreden – er lehnte ab mit der Begründung, alle anderen würden ihn dann für „schwul“ oder „nicht männlich“ halten.

Während des Schüler-Sommer-Theaters fiel mir diese Begründung wieder ein. Auch hier gab es ein „Männer-Problem“: Kam es zu Schwierigkeiten, so steckten in den meisten Fällen zwei Jungen dahinter, typische „Jungs“ im Justin-Bieber-Look, die unsere Angebote grundsätzlich als „peinlich“ und „doof“ zurückwiesen. Bis zum

Schluss blieb es ein Balanceakt, diese beiden zu motivieren. Wir bedauerten das umso mehr, als deutlich zu sehen war, dass sie zum einen alles andere als untalentiert waren und ihnen außerdem die Arbeit in der Gruppe auch sichtlich guttat.

Es scheint ganz so, als würde sich die Misere aus meiner Schulzeit bis heute fortsetzen. Jungen und junge Männer haben am Theaterspiel offenbar sehr viel weniger Interesse als Mädchen – so gut sie auch darin sein mögen und so gut es ihrer Persönlichkeitsentwicklung sicherlich täte. Allem, was nicht Sport oder, seit einigen Jahren, Computerspiel ist, weichen sie aus.

Aber woran genau liegt das – allein an ihnen selbst? Um noch einmal auf das Schüler-Sommer-Theater zurückzukommen: Lag die Unlust dieser beiden Jungs nicht auch darin begründet, dass wir ihnen Tanz, Märchen und eine Reise in die Traumwelt als Workshop-Themen anboten – anstatt etwa Kurse in Bühnenkampf? Ist es nicht verständlich, wenn sich ein 13jähriger weigert, zusammen mit lauter Mädchen an einem Tanz-Workshop teilzunehmen?

Der Choreograph Royston Maldoom, weltweit berühmt seit dem Dokumentarfilm „Rhythm is It!“ – dieser Film begleitet einen Tanzworkshop (!) für Schülerinnen und Schüler unterschiedlichster Herkunft bis zur Aufführung im großen Rahmen – erklärt in einem Interview in eben diesem Film, worauf es seiner Meinung nach ankäme beim Tanztraining für Jungen und junge Männer: Man müsse darauf achten, sie Bewegungen ausführen zu lassen, die sie stark und kraftvoll wirken ließen, um ihnen die Hemmungen zu nehmen.<sup>1</sup>

So gesehen, haben wir in diesem Sommer einiges getan, um derartige Hemmungen erst aufzubauen. War das, was wir anboten, nicht auch unfair gegenüber den Bedürfnissen der „coolen“ Heranwachsenden?

In der vorliegenden Arbeit werde ich versuchen, Gründe für dieses bei Jungen sehr viel deutlicher zu beobachtende Zurückweichen vor Theaterspiel oder generell allen musischen und kreativen Beschäftigungen zu finden. Dies umfasst notwendigerweise einen genaueren Blick auf unsere Gesellschaft heute. Denn das Problem sich nicht mehr beteiligender Jungen geht längst über die Verweigerung im Bereich ästhetische Bildung hinaus und lässt sich, Stichwort „Jungen als Bildungsverlierer“ als gesellschaftspolitische Herausforderung bezeichnen.

Es kommt mir außerdem darauf an, zu zeigen, dass zwischen der Verweigerung der Jungen und unserem heutigen Verständnis von Geschlechterrollen ein Zusammenhang

---

<sup>1</sup> „Rhythm is It!“ Regie: Thomas Grube und Enrique Sánchez Lansch. (2004)

besteht – was für uns heute „weiblich“ und „männlich“ bedeutet, und welche Verhaltensweisen jeweils bei Männern und Frauen akzeptiert sind, hat entscheidenden Einfluss auf das Verhalten von Kindern und Jugendlichen, und darauf, welchen Platz in der Welt sie für sich selbst in der Zukunft vorstellen.

Daran anschließend, stelle ich mit dem Poetry Slam eine Form des Szenischen Schreibens vor, die meiner Ansicht nach gut geeignet ist, um gerade die Jungen wieder für kreative Prozesse und für den Auftritt auf der Bühne zu begeistern.

Denn meiner Ansicht nach ist der Kern des Problems weniger, dass Jungen keine Lust darauf haben, schöpferisch tätig zu sein. Vielmehr müssen Formen gefunden werden, die ihnen kreatives und im weitesten Sinn künstlerisches Arbeiten ermöglichen, ohne dass sie befürchten müssen, missverstanden zu werden oder „uncool“ oder „unmännlich“ zu wirken.

Mit dem Poetry Slam stelle ich daher eine Form des kreativen Ausdrucks vor, der für die Möglichkeiten der Sprache sensibilisiert und zugleich trainiert, beim Auftritt vor anderen Mut und Stärke zu beweisen – was für Jungen wie für Mädchen eine wertvolle Erfahrung ist.

## I. „Boys adrift“: Das „Jungen-Problem“

### **I. 1. Typisch für Jungs: Die „Null-Bock“-Haltung**

Heutzutage scheint die Auswahl an Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche nahezu unüberschaubar zu sein. Nehmen wir die Volkshochschule Heidelberg als Beispiel: Das Familienprogramm bietet in diesem Jahr im Bereich „Kind/Teen“ Kurse in Seidenmalen, Gitarre spielen, Streetdance, Nähen und Backen; man kann „MTV-Moves“ lernen, in der Clownschiule mitmachen, Theater spielen, Klettern, Englisch lernen oder Computerkurse belegen – um nur einige zu nennen.

Die Volkshochschule steht nicht allein mit ihrem Bemühen um Kinder und Jugendliche: So hat beispielsweise auch der Buchmarkt die junge Kundschaft für sich entdeckt und bietet Leseratten die Qual der Wahl angesichts einer qualitativ inzwischen tatsächlich hochwertigen Kinder- und Jugendliteratur. In den Kinos bemühen sich die Betreiber neben dem Standard-Kinderprogramm häufig noch um besondere Filmreihen, die das Erwachsenwerden, Familienleben, Schule oder einfach traumhafte Abenteuer zum Thema haben. Fürs Heimkino gibt es ein breites Angebot auf Video und DVD.

Sicher haben wir dieses Überangebot zumindest zum Teil bemühten Eltern zu verdanken: In unserer alternden Gesellschaft sind Kinder zum kostbaren Gut geworden, und vermutlich sind viele Mütter und Väter daher umso mehr bereit, den lange ersehnten Nachwuchs optimal zu fördern und zu bilden.

Aus dem breit gefächerten Angebot könnte man aber auch den Schluss ziehen, dass die Kinder und Jugendlichen von heute eben einfach überdurchschnittlich interessiert sind. Cupcakes backen, Klettern, Clownschiule: Die Neugier unserer Jungen und Mädchen kennt offenbar keine Grenzen.

Und genau an diesem Punkt ist Vorsicht angebracht. Was immer Kinder und Jugendliche heutzutage in ihrer Freizeit tun wollen, lesen oder Streetdance, es scheint für beide Geschlechter gleichermaßen gedacht zu sein. Doch offenbar sind es sehr viel häufiger die Mädchen, die ihre Freizeit aktiv gestalten, als die Jungen.

Dies sei am Beispiel einer geradezu klassischen Freizeitbeschäftigung, dem Lesen von Büchern, näher ausgeführt: Katrin Müller-Walde, Journalistin beim ZDF und selbst Mutter eines Sohnes, beginnt ihre Recherchen über das Leseverhalten von Jungen mit der, so nennt sie es, „Standardantwort“ aller Eltern auf die Frage, was ihr Sohn gern läse: „Lesen? Der doch nicht, der sitzt den ganzen Tag vor dem Computer.“<sup>2</sup> Allem

---

<sup>2</sup> Müller-Walde, Katrin: Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können. Frankfurt/Main 2005, S. 11. Im Folgenden zitiert als: Müller-Walde.

Anschein nach hat man nicht nur in Deutschland mit diesem Problem der exzessiven PC-Nutzung zu tun. Tatsächlich hört sich Müller-Walde noch harmlos an im Vergleich zu den Beobachtungen, die der US-amerikanische Kinderarzt und Psychiater Dr. Leonard Sax während seiner Arbeit mit Kindern und Jugendlichen machen konnte.<sup>3</sup> Glaubt man seinen Berichten, so haben Computerspiele bei Jungen und jungen Männern inzwischen fast allen anderen Freizeitbeschäftigungen den Rang abgelaufen. Die Möglichkeit, vor den Realitäten des Lebens in virtuelle Welten zu fliehen, werde von ihnen derart exzessiv wahrgenommen, dass man längst von Abhängigkeit, ja von Sucht sprechen müsse.<sup>4</sup>

Jon Pickering, Pädagoge aus England, fasst das typische Freizeitverhalten von jungen und jungen Männern auf die folgende Weise zusammen: „ In der Freizeit spielen sie entweder stundenlang Fußball oder verschwenden ihre Zeit mit Computerspielen, sie hängen nutzlos mit ihren Freunden ab, trinken bis zum Umfallen, raufen [...]“<sup>5</sup> Mit anderen Worten: Bei allem Aufwand, den Volkshochschulen, Bibliotheken, Ferienprogramme und sonstige Bildungseinrichtungen, besorgte Eltern im Nacken, betreiben mögen - vor allem die Jungen entziehen sich offenbar sehr erfolgreich jeder Anstrengung, sie für irgend etwas zu interessieren. „Tatsache ist [...],“ resümiert Pickering, „dass Jungs häufig sehr desinteressiert und desillusioniert wirken und eine allgemeine Null-Bock-Haltung an den Tag legen[...]“<sup>6</sup> Oder, wie es Sax' Kollege Wolfgang Bergmann lakonisch zusammenfasst: „Jungen sind zum Problem geworden.“<sup>7</sup>

## **I.2. Jungen als „Bildungsverlierer“**

Aber was genau bringt denn Bergmann dazu, derart zu resignieren? Gut möglich, dass ihr ausgeprägtes Desinteresse den Jungen einige Nachteile einbringt – in der Schule vor allem, worauf auch Pickering hinweist.<sup>8</sup> Doch auf der einen Seite aufmerksame, engagierte Mädchen, die in der Schule die besseren Noten haben, und auf der anderen die desinteressierten Jungs, die halt in einer bestimmten Lebensphase zu keiner

---

<sup>3</sup> Sax, Dr. Leonard: Jungs im Abseits. Die aufrüttelnde Analyse eines Kinderarztes: 5 Gründe, warum unsere Söhne immer antriebsloser werden. München 2007. S. 13f. Im Folgenden zitiert als: Sax.

<sup>4</sup> Ebenda.

<sup>5</sup> Pickering, Jon: Wie das Lernen Jungen erreicht. Ein Programm zur Integration und Förderung. Mühlheim/Ruhr 2005. S. 65.

<sup>6</sup> Ebenda S. 6. Im Folgenden zitiert als: Pickering.

<sup>7</sup> Wolfgang Bergmann, Erziehungswissenschaftler und Autor, leitet das Institut für Kinderpsychologie und Lerntherapie in Hannover und hat für die deutsche Ausgabe von Sax' Buch „Jungen im Abseits“ das Geleitwort verfasst. Für seine Diagnose „Jungen sind zum Problem geworden“ vgl. Sax S. 11.

<sup>8</sup> Pickering S. 6.

sinnvollen Leistung, schon gar nicht in der Schule, zu bewegen sind – war das nicht schon immer so? „Dass Jungen in der Schule schlechter abschneiden als Mädchen, ist kein ganz neues Phänomen“, räumt auch Thomas Gesterkamp, Politikwissenschaftler und Journalist, in seinem Beitrag zum Sammelband „Jungen besser fördern“ ein.<sup>9</sup> Gesterkamp erwähnt außerdem eine Studie des Familienministeriums, die das gleiche Problem bereits im 17. Jahrhundert erkannt haben will.<sup>10</sup>

Wer aber dieser von Gesterkamp zitierten Studie beipflichtet, übersieht, wie einschneidend die Veränderungen sind, die unsere Gesellschaft seit dem 17. Jahrhundert erfahren hat. Ein Hauptmerkmal der heutigen Zeit ist unbestritten die Allgegenwart von Computern. Es wurde bereits erwähnt, dass vor allem die Jungen sich fast ausschließlich mit Computern beschäftigen – mit Computerspielen, genauer gesagt. Dies bedeutet für sie aber gerade keinen Vorteil in unserer computerdominierten Welt, wie man ja annehmen könnte – weshalb nicht, erklärt auf sehr nachvollziehbare Art und Weise Katrin Müller-Walde in ihren Recherchen zum Leseverhalten von Jungen (s. oben). Müller-Walde zufolge zeigt die exzessive Computernutzung der Jungen vor allem, dass sie über keine ausreichende Medienkompetenz verfügen, um mit dem Medium Computer in angemessener Weise umzugehen. Wie diese Kompetenz erworben werden kann, wird von Katrin Müller-Walde genauer ausgeführt: Hauptanliegen ihres Buches ist es, deutlich zu machen, wie eng die kompetente Nutzung von Computern zusammenhängt mit der Fähigkeit, mit dem altgewohnten Medium Buch umgehen zu können. Medienkompetenz bedeutet also nach Müller-Walde immer auch Lesekompetenz – in den Worten der von ihr zitierten Leseforscher Ortwin Beisbart und Klaus Maiwald:

„Die Potenziale der neuen audiovisuellen Codes für das imaginäre Denken können sich nur auftun, wenn man über differenzierte Kompetenzen zur Sprachproduktion, -rezeption und -reflexion verfügt. Die Fürsprecher der neuen Medien besitzen solche Fähigkeiten und sie schulden sie wohl nicht zuletzt ihrer harten Bücherbildung. Besitzt man sie nicht, dann verkommen spielerische Möglichkeiten leicht zum sprachlosen Überwältigtsein oder zum Verharren in dumpfer Monotonie, etwa mechanischer Ballerspiele.“<sup>11</sup>

Um diese Bücherbildung zu erwerben aber – und dies ist meiner Ansicht nach der springende Punkt von Müller-Waldes Argumentation – steht nicht unbegrenzt Zeit zur Verfügung. Wer nicht früh genug beginne, sich im Lesen zu üben, so Müller-Walde, für

<sup>9</sup> Vgl. Gesterkamp, Thomas: Krise der Jungen, Krise der Kerle? In: Gabriele Cwik (Hg.): Jungen besser fördern. Berlin 2009. S.14. Die Autoren des Sammelbandes sind LehrerInnen an (Hoch)schulen oder Journalisten und setzen sich mit dem Thema „Jungenförderung“ auseinander. Herausgeberin Cwik arbeitet als Schulpädagogin in der Schulaufsicht der Stadt Essen und ist dort für Grundschulen zuständig.

<sup>10</sup> Vgl. ebenda.

<sup>11</sup> Müller-Walde S. 33f.

den könnte es irgendwann tatsächlich zu spät sein: „Geistige Fähigkeiten, die mit dem Lesen normalerweise auf- und ausgebaut werden, können im Falle rückläufiger Buchnutzung möglicherweise nicht mehr aufgeholt werden.“<sup>12</sup>

Kein Wunder also, dass sich die Fachwelt spätestens seit der PISA-Studie im Alarmzustand befindet angesichts der mangelhaften Lernleistung der Jungen,<sup>13</sup> die besonders im Bereich Lesekompetenz deutlich schlechter ausfällt als die der Mädchen. Vor allem dieser Ergebnisse wegen steht PISA für einen Paradigmenwechsel in der Mädchen- und Jungenförderung. Nachdem man sich jahrzehntelang vor allem auf die Förderung der Mädchen, besonders im Bereich Naturwissenschaften, konzentriert hatte – noch in den 1970er Jahren galt das viel beschworene „katholische Arbeitermädchen vom Land“ als Prototyp für Bildungsferne und Chancenlosigkeit – ist seit PISA offenkundig geworden, dass es damit nicht getan ist: Auch die Jungen brauchen verstärkt Förderung und Aufmerksamkeit. Zieht man Bilanz ihrer Situation, so fällt sie mehr als ernüchternd aus:

Jungen besuchen im Durchschnitt erheblich seltener weiterführende Schulen als Mädchen. Sie fügen sich deutlich schlechter in den Schulalltag ein als die Mädchen, müssen sehr viel häufiger eine Klasse wiederholen oder an speziellen Fördermaßnahmen teilnehmen. Sonderschulen werden zu 86 Prozent von Jungen besucht, und die Anzahl der Schulabbrecher übersteigt die der Schulabbrecherinnen bei weitem. Die neue „Bildungsmisere“, das zeigen diese Ergebnisse, betrifft die Jungen.

Und nicht nur im schulischen Bereich gibt es Beunruhigendes zu vermelden: Jungen leiden häufiger am Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom (ADHS) und neigen eher zu Gewalt – laut Pickering müsse man sogar weniger von Jugend- als von „Jungengewalt“ sprechen.<sup>14</sup>

Das Phänomen „Jungen als Bildungsverlierer“ wirkt sich besonders auf die sozial schlechter gestellten Schichten negativ aus. Gesterkamp merkt dazu an, dass im deutschen Bildungssystem nach wie vor soziale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit über Erfolg und Misserfolg entscheiden, und erst an dritter Stelle das Geschlecht.<sup>15</sup> Das Schreckbild der 1970er Jahre, „katholisches Arbeitermädchen vom Land“, sei deshalb zu ersetzen durch „Migrantensohn aus bildungsschwacher Schicht“.<sup>16</sup>

---

<sup>12</sup> Vgl. Müller-Walde S. 33.

<sup>13</sup> Zu PISA, der Situation der Jungen im Bildungssystem und ihrer erhöhten Gewaltbereitschaft vgl. Cwik S. 7 und Pickering S. 56f.

<sup>14</sup> Pickering S. 6.

<sup>15</sup> Gesterkamp S. 15.

<sup>16</sup> Ebenda.

Die soziale Brisanz dieser Situation liegt auf der Hand: Auf die Dauer kann es sich keine Gesellschaft leisten, die Entstehung eines „männliche[n] Proletariat[s]“<sup>17</sup> zu dulden, das sich zusammensetzt aus latent gewaltbereiten jungen Männern mit dem Hang zur politischen Extreme, ohne Perspektiven und ohne Familie (denn für ihre ungleich besser ausgebildeten und zielstrebigeren Geschlechtsgenossinnen kommen sie als Partner offenbar nicht in Frage).<sup>18</sup>

Um das Problem der perspektivlosen Jungen und jungen Männer zu lösen, sieht sich das Bildungswesen also vor eine komplexe Aufgabe gestellt: Zum einen muss es darum gehen, gewissermaßen als Feuerwehr an sozialen Brennpunkten aktiv zu werden, und zum anderen braucht es langfristig Pläne und Perspektiven, um die Jungen in unsere Gesellschaft zu integrieren – und sie nicht buchstäblich vor dem Computer aufwachsen zu lassen.

Dies bedeutet zunächst einmal, nach möglichen Gründen für die besondere Situation der Jungen und jungen Männer in unserer heutigen Gesellschaft zu suchen. Dazu ist ein kurzer Ausflug auf das Minenfeld der Geschlechterdebatte unvermeidlich, der allerdings, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen, so kurz wie möglich ausfallen soll. Daran anschließend wird es darum gehen, die aus meiner Sicht stichhaltigsten Begründungen für die „Bildungsmisere“ der Jungen darzustellen.

### **I.3. Warum wir ein „Jungen-Problem“ haben: Mögliche Ursachen**

#### *I.3.1. Geschlechterspezifisches Verhalten - Veranlagung oder Erziehung?*

Im Vorwort des bereits erwähnten Sammelbandes „Jungen besser fördern“ bezieht sich Herausgeberin Gabriele Cwik auf Ergebnisse aus der Geschlechterforschung: Psychologen und Biologen widmeten sich schon seit einiger Zeit den Unterschieden zwischen männlichem und weiblichem Verhalten (wobei Cwik offenlässt, ob etwa PISA den Anstoß für eine intensivere Forschung in diesem Bereich gab).<sup>19</sup> Dabei sei es der Biologie gelungen, nachzuweisen, dass sich das Gehirn eines Mädchens anders entwickle als das eines Jungen, was wiederum auf Lernverhalten und den Umgang miteinander entscheidende Auswirkungen habe. Cwik sieht durch diese

---

<sup>17</sup> Gesterkamp S. 14.

<sup>18</sup> Zu den Auswirkungen der Bildungsmisere auf die Partnersuche und das Verhältnis zwischen Frauen und Männern vgl. Wiarda, Jan-Martin: „Weiblich, gebildet, partnerlos. Frauen sind die wahren Bildungsaufsteiger. Was das für Paarbeziehungen bedeutet, erklärt der Soziologe Hans-Peter Blossfeld im Interview.“ In: [www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner](http://www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner) (22.9.2012) Im Folgenden zitiert als: Wiarda.

<sup>19</sup> Vgl. Cwik S. 7.

Forschungsergebnisse ihre eigenen Erfahrungen und die ihrer Kolleginnen und Kollegen bestätigt: Bei aller Vorsicht vor Verallgemeinerungen könnten „langjährige Lehrerinnen und Lehrer“ doch immer wieder beobachten, dass Jungen „jungentypisches“ Verhalten zeigten, also beispielsweise sehr viel Spaß am Wettkampf und am Kräfteressen hätten, ungern längere Texte läsen, Mathematik bevorzugten, gerne mit Hammer und Nägel umgingen.<sup>20</sup> Auch Pickering beruft sich auf ähnliche Erfahrungswerte:

„Wenn Erstklässler auf dem Schulhof Gelegenheit haben, ihren eigenen Beschäftigungen nachzugehen, ist immer wieder typisches Geschlechterverhalten zu beobachten: Jungen rotten sich zusammen, raufen, brüllen, kämpfen, rennen. Die Mädchen plappern mit ihren Freundinnen, halten Händchen und spielen ruhigere Spiele.“

Was tun mit derartigen Beobachtungen? Spätestens seit Beginn der Frauenbewegung in den 1970er Jahren ist von den so genannten Konstruktivisten immer wieder versucht worden, geschlechtsspezifische Verhaltensmuster allein durch gesellschaftliche Einflüsse, durch Erziehung und Umwelt, zu erklären. Demnach bedeuten andere Grundsätze in der Erziehung Veränderung im Verhalten der Kinder, einen neuen Umgang der Geschlechter miteinander, und schließlich ein gleichberechtigtes Miteinander von Männern und Frauen. Dem gegenüber stehen die – konservativen – Verfechter eines angeborenen, genetisch bedingten Unterschieds zwischen beiden Geschlechtern. Diesem Ansatz nach ist, verkürzt gesagt, an geschlechtsspezifischem Verhalten nicht nur nichts zu ändern – es ist auch so von der Natur gewollt, und daher zu akzeptieren und zu fördern.

Die vorliegende Arbeit setzt ein Verständnis der Geschlechterrollen etwa in der Mitte zwischen beiden Positionen voraus. Ohne Zweifel werden Mädchen und Jungen mit unterschiedlichen Veranlagungen geboren. Doch mindestens ebenso wichtig wie diese sind die Einflüsse, die sie im Verlauf ihrer Entwicklung von ihren Müttern und Vätern, Lehrerinnen und Erziehern erfahren. „Verantwortlich für die Entwicklung [von Jungen und Mädchen],“ so fasst es Pickering zusammen, „ist [...] eine Mischung aus Veranlagung, Erziehung und dem Einfluss der Umwelt.“<sup>21</sup> Will man Jungen wie Mädchen eine gleichberechtigte, ihren individuellen Begabungen entsprechende Entwicklung ermöglichen, so sind es diese Einflüsse, bei denen angesetzt werden muss.

---

<sup>20</sup> Ebenda S. 7f.

<sup>21</sup> Pickering S. 85.

### *1.3.2. Jungen in der heutigen Gesellschaft – „zwischen allen Stühlen“ ?*

Die Mädchen, so scheint es, sind zurzeit die großen Gewinnerinnen. Sie sind erwiesenermaßen besser ausgebildet als die Jungen: 55 Prozent der Studienanfänger sind heute Frauen – was noch in den 1970er Jahren undenkbar gewesen wäre.<sup>22</sup>

Zwar kann von einer Gesellschaft, die Frauen und Männern dieselben Chancen bietet, noch lange nicht die Rede sein. Von den prekären Beschäftigungsverhältnissen in sozial benachteiligten Schichten einmal abgesehen – leitende Posten sind immer noch in der überwiegenden Mehrzahl von Männern besetzt.<sup>23</sup> „[Der Blick] in eine beliebige Führungsetage,“ so Gesterkamp, „belegt die ungebrochene männliche Vorherrschaft in Wissenschaft, Technik und Industrie. Nach wie vor dominieren Männer die Erwerbsarbeit und bestimmen ihre Regeln.“<sup>24</sup>

Doch einen Vorteil scheinen die Mädchen heute tatsächlich zu haben, und man könnte es den Vorteil der gefestigten Identität nennen. Es ist heute durchaus möglich, Astronautin, Soldatin oder Kanzlerin zu sein, ohne damit in den Augen der Gesellschaft automatisch als „unweiblich“ oder gar als „Mannweib“ zu gelten.<sup>25</sup> Die traditionelle Frauenrolle muss heute keine Frau mehr erfüllen; kein Gesetzgeber verlangt mehr von ihnen, später einmal „Heimchen am Herd“ zu sein (s. unten). Mädchen scheinen folglich auch klarer in die Zukunft zu sehen als Jungen und entwickeln selbstbewusst Alternativen zu überkommenen Rollenmustern. Pickering zufolge „[entwickeln Mädchen] in der Pubertät klare Zukunftsbilder, in denen sich Mann und Frau gleichberechtigt um die Familie und den Haushalt kümmern.“ Ganz anders dagegen verhielten sich die Jungen: „[Sie] lavieren hin und her zwischen den traditionell maskulinen Werten des Vaters und einer modernen Frauensicht, die Sensibilität und Offenheit fordert. [Dieses] Zwischen-den-Stühlen-Befinden [führt] zu Verwirrung und Unsicherheit bei Jungen.“<sup>26</sup>

Doch nicht nur die traditionell als „männlich“ definierten Werte – wie etwa Mut, Ehrenhaftigkeit, Standhaftigkeit – scheinen in unserer Gesellschaft heute

---

<sup>22</sup> „Für die Bildungsreformer der Sechziger und Siebziger war das sprichwörtliche katholische Arbeitermädchen vom Lande die Personifizierung der Bildungsbenachteiligung. Heute sind 55 Prozent der Studienanfänger Frauen. Das ist eine Revolution.“ Der Soziologe Blossfeld im Interview, zitiert nach Wiarda S. 2.

<sup>23</sup> Gesterkamp S.15.

<sup>24</sup> Ebenda.

<sup>25</sup> Vgl. Dammler S. 47.

<sup>26</sup> Pickering S. 113.

anachronistisch und merkwürdig fehl am Platz zu sein. Auch körperliche Fähigkeiten der Männer braucht es nicht mehr, sei es, stark zu sein, sei es, körperlich schwer arbeiten zu können. Der Jugend- und Sozialforscher Axel Dammler fasst dies in den folgenden flapsigen Worten zusammen: „[W]enn man ein Mann ist, dann ist man eben ein Auslaufmodell [...]. All das, was die Natur uns mitgegeben hat und was wir Männer deswegen gut können, ist heute nicht mehr gefragt. Jagen, kämpfen, körperlich hart arbeiten usw. – wer muss das heute in unserer Wohlstandsgesellschaft schon noch?“<sup>27</sup>.

Am Arbeitsmarkt zeigt sich am deutlichsten, wie wenig Stärke und Arbeitskraft heute noch wert sind: Der hart arbeitende *working man* hat ausgedient – in Gesterkamps Worten: „[D]ie Ära der Stahlkocher, Bandarbeiter und Gabelstaplerfahrer geht zu Ende.“<sup>28</sup> Arbeit gibt es heute eher bei den so genannten Dienstleistern, also etwa in der Altenpflege oder als Erzieher, im Service, im Callcenter, in der Öffentlichkeitsarbeit – Dammlers „Wohlstandsgesellschaft“ meint also nichts anderes als die viel beschworene Dienstleistungsgesellschaft. Dienstleistungen aber können, im Unterschied etwa zum Stahlkochen, von Männern wie von Frauen gleich gut erbracht werden. Und nicht nur gleich gut: „Männlich“ zu sein in Dammlers Sinn, also programmiert aufs Kämpfen und Jagen, erscheint vor den Anforderungen der Dienstleister sogar als Nachteil. (Stellen wir uns vor, etwa im Service der Deutschen Bahn seien überwiegend Jäger und Kämpfer beschäftigt: Hier nach einem langen Tag eine komplizierte Verbindung zu erfragen, würde zumindest ich mich nicht mehr trauen). Um derartige Service- und Beratertätigkeiten erfolgreich auszuüben, kommt es eben auf Muskel- und Kampfkraft nicht mehr an, sondern darauf, zuhören zu können, Verständnis für den Kunden aufzubringen, gut zu kommunizieren. Diese Fähigkeiten – wie beispielsweise Einfühlungsvermögen, Flexibilität, Kommunikationsfähigkeit – werden gern unter dem Sammelbegriff *soft skills* zusammengefasst. Und es sind weniger die Männer, denen man sie zutraut; Arbeitgeber vermuten sie offenbar eher bei Frauen.<sup>29</sup>

Mit der Abkehr von der Ära der Stahlkocher, um bei Gesterkamp zu bleiben, ist der Arbeitsmarkt aber auch sehr viel unsicherer geworden. Heute kümmert sich kein großzügiger Firmenpatriarch mehr lebenslang um seine treuen Arbeiter, sondern es bestimmen befristete Verträge, berufliche Ungewissheit und Brüche die eigene Biographie. Für Frauen mag es nichts Neues sein, in schlecht bezahlten Berufen ohne

---

<sup>27</sup> Dammler, Axel: Rosa Ritter und schwarze Prinzessinnen. Was wirklich „typisch männlich“ und „typisch weiblich“ ist. München 2011. S. 7.

<sup>28</sup> Gesterkamp S. 15.

<sup>29</sup> Vgl. ebenda.

Perspektive zu arbeiten. Doch für viele Männer bedeutet es nach wie vor die Katastrophe – gerade wenn sie noch dem traditionellen Rollenverständnis anhängen: „Männer, die sich als finanzielle Versorger verstehen, bekommen [mit diesen neuen Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt] Probleme, ihrer Familie eine verlässliche Perspektive zu sichern.“<sup>30</sup>

Mit anderen Worten: Wer sich heute noch über die Rolle des Ernährers definiert, ohne dessen harte Arbeit die Familie verhungern muss, für den bedeutet der Eintritt in die prekäre Berufswelt unserer Zeit nichts weniger als die fundamentale Erschütterung des eigenen Selbstbilds, eine „Rollenirritation“, wie der Fachbegriff heißt. Laut Gesterkamp sind vor allem die „unteren sozialen Schichten“ von ihr betroffen, da hier das traditionelle Rollenverständnis noch besonders tief verwurzelt sei.<sup>31</sup>

Ironischerweise ist die klassische Versorgerehe auf dem Papier längst abgeschafft.<sup>32</sup> Der Frauenbewegung der 1970er Jahre haben wir die tiefgreifende Reform des Ehe- und Familienrechts zu verdanken. Noch bis ins Jahr 1976 sah der Staat tatsächlich die „Hausfrauenehe“ vor: Es war gesetzlich vorgeschrieben, so unvorstellbar das auch heute klingt, dass der Mann einer Arbeit nachging und die Frau sich um die Haushaltsführung kümmerte. Durch die Reform trat ein neues Modell an die Stelle dieser „Hausfrauen“- oder auch „Versorgerehe“. Nun galt die „Ehegemeinschaft“, in der „partnerschaftlich und in gegenseitigem Einvernehmen“ jede Familie für sich regeln darf, wie Arbeit und Haushaltsführung vereinbart werden sollen.

### *1.3.3. „Einfach und rundum ‚Männer‘“: Wo sind die Vorbilder für Jungen?*

Seit mehr als dreißig Jahren hat das alte Familienmodell ausgedient. Doch die Frage ist, wer unsere Jungen und jungen Männer vor weiterer Verunsicherung bewahrt und ihnen glaubhaft vermitteln kann, dass es für sie auch andere Möglichkeiten gibt, als später einmal stolzer Familienversorger sein zu müssen. Ein Schlüsselwort in diesem Zusammenhang sind „Vorbilder“. Pickering zufolge brauchen Jungen sie heute mehr denn je, und zwar wohlgerne „echte“, keine von den Medien konstruierten Stars. Sie sollten, wie es Pickering beschreibt, für „die Bewältigung des Alltags“ taugen, „auch

---

<sup>30</sup> Ebenda.

<sup>31</sup> In Gesterkamps Worten: „Der proletarische Ernährerstolz ist vor allem in den unteren sozialen Schichten angeknackst.“ Vgl. Gesterkamp S. 15.

<sup>32</sup> Zur Reform des Familien- und Eherechts vgl. Walter, Melitta: Jungen sind anders, Mädchen auch. Den Blick schärfen für eine geschlechtergerechte Erziehung. München 2005. S. 140f. Im Folgenden zitiert als: Walter.

mal Schwächen zeigen, [...] kooperativ und kommunikativ [sein], Diplomatie und Einfühlungsvermögen [besitzen] und trotz allem einfach und rundum ‚Männer‘ [sein].<sup>33</sup> Oder, wie es der US-amerikanische Schriftsteller J.R. Moehring ausdrückt: „Um ein Mann zu werden, muss man einen Mann sehen.“<sup>34</sup>

Es liegt nahe, erst einmal nach den Vätern zu fragen und danach, welche Rolle sie in der Erziehung ihrer Söhne heute eigentlich spielen.

Glaubt man Pickering, so treten die Väter in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder kaum in Erscheinung: „Viele Männer halten sich aus dem Erziehungsgeschäft heraus.“<sup>35</sup>

Der Schriftsteller Andreas Gössling behauptet in seinem Sachbuch „Die Männlichkeitslücke“ gar (Streitschrift könnte man es auch nennen) dass in der heutigen Gesellschaft der Familienvater gänzlich ausgedient habe.<sup>36</sup> Unter der Überschrift „Der Familienvater war einmal“ listet er auf, welche Funktionen einem Familienvater traditionell zugeschrieben wurden – und wie diese inzwischen allesamt demontiert worden seien: So brauche man „in unseren profanen Zeiten“ den Vater weder als „sakrales Familienoberhaupt“ noch als „Richter und rechtliche[n] Vorstand seiner Familie“; als Ernährer der Familie sei er nicht mehr notwendig, und auch nicht, in den Zeiten von Samenbanken und anonymer Vaterschaft, als biologischer Erzeuger. Vor allem aber, so Gössling, seien Väter nicht länger „Modell des eigenen Geschlechts“ für ihre Söhne: „Durch ihre Berufstätigkeit unsichtbar geworden, im Job austauschbar, in der Familie selten präsent [...] spielen die Väter als ‚Vorbilder‘ für die Jungen nur noch eine untergeordnete Rolle.“<sup>37</sup>

Es sieht so aus, als sei Familie und Kindererziehung nach wie vor Frauensache, allen Emanzipationsanstrengungen und allem gesellschaftlichen Wandel zum Trotz. Der Soziologe Hans-Peter Blossfeld erklärt das im Interview mit der Wochenzeitung „DIE ZEIT“ mit der Macht der alten Rollenmuster, die in unserer Gesellschaft heute noch wirksam seien. Obwohl der hohe Bildungsstand der Frauen „eine[r] Revolution“ gleichkomme, so ließe sich doch nachweisen, dass spätestens beim ersten Kind alles beim Alten bliebe: „Das erste Kind wird geboren, und plötzlich macht die Frau alles

---

<sup>33</sup> Pickering S. 7.

<sup>34</sup> Zitiert nach Sax S. 195. Das Zitat stammt aus Moehringers autobiographischem Roman „Tender Bar“ und handelt von der Kindheit des Autors in einer amerikanischen Kleinstadt, dessen Bar mit den einheimischen Trinkern am Tresen auf den jungen Protagonisten eine starke Faszination ausüben. Moehring zufolge sei gerade die Schroffheit und Unangepasstheit dieser Biertrinker vorbildhaft für ihn gewesen.

<sup>35</sup> Pickering S. 6.

<sup>36</sup> Vgl. Gössling, Andreas: Die Männlichkeitslücke. Warum wir uns um die Jungs kümmern müssen. München 2008. S. 93f. Im Folgenden zitiert als: Gössling.

<sup>37</sup> Ebenda S. 94.

allein – egal, [wieviel] sie im Vergleich zu ihrem Partner [...] verdient [...] oder [ob sie] eine hohe oder geringe Bildung hat. [...] Da wirken uralte normative Muster.“<sup>38</sup>

Blossfelds Diagnose lässt ahnen, dass die Frage, wie wir heute unsere Jungen erziehen, von der nach der gesellschaftlichen Position der Frauen nicht zu trennen ist.

In den ersten Lebensjahren haben es die Jungen also, da die Väter offenbar weniger präsent sind als die Mütter, schon einmal nicht mit jenen Vorbildern zu tun, die „einfach und rundum Männer“ für sie sein könnten. Auch außerhalb der Familie werden erzieherische Aufgaben hauptsächlich von Frauen übernommen: In den Kitas, Krippen und Kindergärten und auch an der Grundschule arbeiten vor allem Erzieherinnen und Lehrerinnen. Wenn man dem Statistischen Bundesamt glauben darf, so betrug im Jahr 2004 der Anteil der männlichen Beschäftigten an deutschen Kindergärten gerade einmal 4,1 Prozent.<sup>39</sup> „Die Männer hierzulande“, kommentiert Gössling, „sind in den letzten Jahrzehnten aus den Bereichen der Erziehung und Bildung massenhaft geflüchtet.“<sup>40</sup>

Ein Grund für diese Flucht ist sicherlich die schlechte Bezahlung – ein Charakteristikum für erzieherische Berufe in Deutschland: Das Einstiegsgehalt einer Erzieherin in Vollzeit beträgt hierzulande knapp 2000 Euro, also ungefähr so viel wie der Tariflohn einer Busfahrerin oder eines Verkäufers. Aber auch die Qualität der Erzieherausbildung dürfte so manchen Bewerber abschrecken: Im europaweiten Vergleich hat sie ein relativ niedriges Niveau. „Warum“, so ärgert sich Gössling, „vertrauen wir unsere Kinder [...] Erzieherinnen an, deren Qualifikation in anderen Ländern höchstens zum Babysitten berechtigen würde?“<sup>41</sup>

Doch die schlechte Bezahlung und Ausbildung allein machen sicher den Kern des Problems nicht aus. Vielmehr ist beides wohl als Ergebnis des schlechten Rufs anzusehen, den erzieherische Berufe in Deutschland immer noch haben: „Das wirkliche Problem,“ wie es Erzieherin Melitta Walter zusammenfasst, „ist die gesellschaftliche Wertigkeit dieser Berufsfelder. Es gibt in Wahrheit keine weiblichen und männlichen Berufe, diese *Klischees* [Hervorhebung der Autorin, d.Verf.] machen Männern diese

---

<sup>38</sup> Vgl. Wiarda, Jan-Martin: „Weiblich, gebildet, partnerlos. Frauen sind die wahren Bildungsaufsteiger. Was das für Paarbeziehungen bedeutet, erklärt der Soziologe Hans-Peter Blossfeld im Interview.“ In: [www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner](http://www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner) (22.9.2012)

<sup>39</sup> Gössling S. 157.

<sup>40</sup> Ebenda S. 166. So stellten Männer im Jahr 1995 noch 29,1 Prozent, zehn Jahre später dagegen nur noch 13,4 der Lehrerschaft an den Grundschulen. Auch an Gymnasien, so Gössling, sinke der Männeranteil: Im Vergleich zu den Verhältnissen vor 30 Jahren von gut zwei Drittel auf knapp die Hälfte im Jahr 2007.

<sup>41</sup> Ebenda S. 145. Vgl. auch ebenda für die genannten Ausbildungswege und Einkommensverhältnisse, für die sich Gössling auf Zahlen der Bundesagentur für Arbeit bezieht.

Berufsentscheidung so schwer.“<sup>42</sup> Denkt man das zu Ende, so hat man es hier mit einem wahren Teufelskreis zu tun: Das geringe Ansehen erzieherischer Berufe führt dazu, dass es mit höheren Gehältern, verbesserter Ausbildung und besseren Arbeitsbedingungen – ein besseres Betreuungsverhältnis etwa<sup>43</sup> – nur schleppend vorangeht. Das auf diese Weise immer noch relativ unattraktive Berufsfeld aber wird wiederum niemanden anlocken, der Aufstieg und Gehalt im Blick hat und sich nicht gerne auf dem Abstellgleis sehen will. Und Aufstieg, Gehalt, sozialer Status – diese Faktoren zählen nach wie vor eher für Männer als für Frauen.

#### **I.4. „Mehr Männer ins Bildungssystem“ - die einzige Lösung?**

Wie gezeigt wurde, gehören also für die meisten Jungen heute bis weit über das Grundschulalter hinaus folgende Erfahrungen zum Alltag<sup>44</sup>: In ihrer frühen Kindheit kümmern sich überwiegend ihre Mütter um sie, während die Väter weiterhin einer Arbeit nachgehen und ihre Karriere im Blick behalten. Später in Kitas und Kindergärten erleben sie mehrheitlich Erzieherinnen. Mit der Einschulung folgt darauf der Schulalltag in einer Grundschule, wo meistens ein weibliches – untergeordnetes – Kollegium einem männlichen – übergeordneten – Direktor gegenübersteht.<sup>45</sup> Die Realität in der eigenen Familie und im Bildungssystem signalisiert den Jungen damit, dass „männlich“ vor allem „dominant“ oder im weitesten Sinn „überlegen“ bedeutet. In Film und Fernsehen oder in der Werbung werden sie ebenfalls kaum etwas finden, das von diesem Muster abweicht.<sup>46</sup> Und im Erziehungswesen gibt es praktisch keine Männer, die gleichberechtigt Seite an Seite mit ihren Kolleginnen arbeiten und damit eine andere Definition von „männlich“ vorleben könnten.

An diesen Verhältnissen wird sich wohl in absehbarer Zeit kaum etwas ändern.<sup>47</sup> Es bietet sich daher an, pragmatisch zu sein und über die häufig gestellte Forderung nach

---

<sup>42</sup> Walter ist selbst Pädagogin und Leiterin der Fachtagung für „Geschlechtergerechte Pädagogik und Gewaltprävention“ der städtischen Kitas in München, kann also als Fachfrau schlechthin für diese Fragestellungen gelten. Vgl. Walter S. 146.

<sup>43</sup> Vgl. Gösling S. 146: „[In deutschen Krippen und Kindergärten] müssen viel zu wenige Erzieherinnen viel zu viele Kinder betreuen: Der Personalschlüssel beträgt in den Krippen vieler Bundesländer 1:6 oder gar 1:8.“

<sup>44</sup> Vgl. Pickering S. 7.

<sup>45</sup> Pickering S. 107.

<sup>46</sup> Diskriminierung der Frauen in Werbung, Film und Fernsehen ist sicherlich immer noch überwiegend der Fall. Allerdings gibt das Auftreten starker Frauenfiguren selbst in Hollywood-Krachern wie „Fluch der Karibik“ zu der Hoffnung Anlass, dass weibliche Stärke auch von der breiten Masse – deren Ausdruck Hollywood ja immer war und ist – allmählich akzeptiert werden kann. Die Zeiten, als Filme Frauen ausschließlich als schmückendes Beiwerk auftreten ließen, wie etwa in den frühen Bond-Verfilmungen, sind offenbar doch vorbei.

<sup>47</sup> Zumindest bezeichnet Walter in ihrem 2005 erschienenen Buch Männer in erzieherischen Berufen als „derzeit noch“, „Exoten“. Vgl. ebenda S. 147.

mehr Männern in erzieherischen Berufen noch einmal nachzudenken: Wenn diese Forderung so zunächst nicht umsetzbar sein wird, was könnten „Zwischenlösungen“ sein? Und ist es denn, aufs Ganze gesehen, wirklich so sinnvoll, die Bildungsmisere der Jungen allein mit Hilfe eines erhöhten Männeranteils lösen zu wollen?

Wenden wir uns der zweiten Frage zuerst zu.<sup>48</sup> Gegenüber denjenigen, die ihre Jungen ausschließlich in Männerhand sehen wollen, ist bei näherem Hinsehen einige Vorsicht angebracht. Denn pauschal mehr Männer in der Erziehung zu fordern, verrät eine ähnlich pauschalisierte Sicht auf Männer und Frauen. Das Credo „Jungen sollten von Männern erzogen werden“, so einleuchtend auf den ersten Blick, zementiert doch einmal mehr alte Vorurteile: Es lässt sich ohne Weiteres daraus entnehmen, dass es für Jungen eine schlechtere Erfahrung ist, von einer Frau erzogen zu werden, als von einem Mann.

Auch mit der Argumentation von der „Verweiblichung“ des Erziehungs- und Bildungswesens ist man schnell mit einer Abwertung von Frauen bei der Hand – jener Frauen nämlich, die diese „verweiblichte“ Erziehung Tag für Tag leisten, und denen mit einer Klage über den Frauenüberschuss an Schulen und Kindergärten indirekt die Schuld an den Leistungsdefiziten der Jungen gegeben wird.

Zusammengefasst bedeutet dies, dass der Ruf nach „mehr Männern“, so verständlich er zunächst erscheinen mag, doch einiges an unschönem Beiwerk enthält und von daher nicht die ultimative Lösung sein kann – so wie Frauen nicht *per se* für erzieherische Berufe und Erziehung allgemein geeignet sind, nur weil sie Kinder zur Welt bringen können, so wenig eignen sich alle Männer nur ihrer Männlichkeit wegen dazu, sich um die Jungen zu kümmern. Gösslings Formulierung bringt es auf den Punkt: „Berserker, die [den Jungen] beibringen, dass Flöten als Schlagstöcke – und Bücher vermutlich zum Feuer machen – taugen, brauchen unsere Söhne [...] definitiv nicht.“<sup>49</sup>

Folgerichtig, und hier kommen die oben erwähnten „Zwischenlösungen“ ins Spiel, muss der Ansatz ein anderer sein, um den Jungen glaubhafte Vorbilder zu geben. Pickerings Ansicht nach müsste sich weniger die konkrete Zahl als der Status der im Bildungswesen beschäftigten Frauen verändern. Dem unseligen „Grundschul-Schema“, wie ich es hier nennen will (übergeordneter Direktor vs. untergeordnetes weibliches Kollegium) könne eventuell begegnet werden, indem man den Status der Lehrerinnen „in den Augen der Schüler“ erhöhe.<sup>50</sup> Wie dies konkret bewerkstelligt werden soll,

<sup>48</sup> Zur Argumentation bzgl dieser zweiten Frage vgl. Pickering S. 95f.

<sup>49</sup> Gössling S. 167.

<sup>50</sup> Pickering S. 107: „[Es] sollte möglich sein, im Kollegium daran zu arbeiten, dass sich der Status

bedenkt man den nun einmal ausgeprägt niedrigen gesellschaftlichen Status des Grundschullehramts gerade in Deutschland (s. oben), darüber kann indes auch Pickering nicht viel sagen.<sup>51</sup> Aber die Überlegung allein hat einiges für sich: Denn auch erfolgreiche Frauen sind gelebte Alternative zur traditionellen Rollenverteilung, ebenso wie es Männer in „männeruntypischen“ Berufen sein können. Erleben Jungen an ihrer Schule selbstbewusste „starke“ Frauen, die Erfolg im Beruf haben und denen die Umwelt mit Respekt begegnet, so könnte dies ihre Sicht auf die Welt nachhaltig verändern.

Es scheint so, als wäre man mit Pickerings Vorschlag bei einem für die gesamte Debatte um die Jungenförderung zentralen Begriff angekommen, nämlich „Status“, der für Jungen unendlich viel wichtiger ist als für Mädchen<sup>52</sup>. Was immer „mann“ tut, es sollte möglichst das eigene Ansehen und Sozialprestige erhöhen – für Axel Dammler besteht gar der „entscheidendste“ Unterschied zwischen Männern und Frauen darin, dass Männer „statusgetriebene Wesen“ seien, Frauen dagegen beziehungsorientiert in ihrem Verhalten.<sup>53</sup>

So gesehen, ergibt es auch Sinn, dass sich Jungen schwertun damit, in einem Schulsystem mitzumachen, das in ihren Augen hauptsächlich von Personen mit niederem sozialem Status, nämlich den – einem männlichen Direktor untergeordneten – Lehrerinnen getragen wird. Denkt man also Pickerings Vorschlag zu Ende, so wäre es in der Tat sinnvoll, den Schülern erfolgreiche Lehrerinnen als Rollenvorbilder vorzustellen: Auf diese Weise würden sie das Schulsystem zwar immer noch als Domäne der Frauen, aber zugleich eben auch als Domäne der Erfolgreichen erleben, und das auf diese Weise von der Schule gegebene Versprechen von Erfolg und Status könnte sie zum Lernen und Mitmachen bewegen.

Es soll hier nicht vor „typisch männlichen“ Verhaltensweisen, etwa im Sinne einer „Jungen wollen halt immer die Besten sein“-Argumentation, kapituliert werden. Das ständige Statusgerangel, wie man es allem Anschein nach in den Führungsetagen großer Unternehmen immer noch findet, kann definitiv nicht das Ziel einer angemessenen Jungenförderung sein.

---

ändert, den [die Frauen] in den Augen der Schüler haben. Eine wirklich sinnvolle Strategie besteht also möglicherweise darin, den Jungen nicht männliche Rollenvorbilder vor Augen zu führen, sondern sie mit mehr erfolgreichen weiblichen Rollenvorbildern zu konfrontieren.“

<sup>51</sup> Ebenda.

<sup>52</sup> Es wurde ja bereits darauf hingewiesen, dass ich mich in der Mitte zwischen beiden Positionen sehe und überdies die vorliegende Arbeit nicht den Raum bieten kann, die Diskussion um die Geschlechterdebatte weiterzuführen.

<sup>53</sup> Dammler S. 96f.

Doch ich meine, es wäre sehr viel klüger, auf die bei Jungen so stark vorhandene Sehnsucht nach Anerkennung und Sozialprestige eingehen, statt sie rundheraus im Namen einer gleichberechtigten Gesellschaft als „machohaft“ abzulehnen. Wenn wir unseren Jungen und jungen Männern begreiflich machen könnten, dass Status und Ansehen in sehr vielen Bereichen des Lebens zu finden und zu erreichen sind – nicht nur per Schulhof-Prügelei, Schwerstarbeit im Kohlebergwerk oder Karriere im Großkonzern – so wäre damit sicherlich ein großer Schritt getan.

## **II. Poetry Slam : Selbstbehauptung für junge Dichterinnen und Dichter**

### **II.1 Entstehung und Entwicklung des Poetry Slam bis heute<sup>54</sup>**

Wie so viele Phänomene des heutigen Kulturbetriebs stammt auch der Poetry Slam ursprünglich aus den USA<sup>55</sup>. Das Wort „slam“ ist im Englischen in einigen Zusammenhängen zu finden: Ein „slammer“ ist im amerikanischen Slang ein Gefängnisinsasse, hinter dem die Zellentür krachend ins Schloss fällt. Mit dem Verb „to slam“ meint die englische und amerikanische Jugendsprache in etwa „sich gezielt betrinken“ (so wäre „to slam some beers“ in etwa zu übersetzen mit „sich mit Bier zuknallen“). „Slam“ als Substantiv bezeichnet den Stich im Kartenspiel, und in diesen Kontext lässt sich auch der „Grand Slam“, ein Großturnier im Tennis, einordnen. Die letztgenannte Bedeutung von „Spiel“ oder „Turnier“ ist wohl die bekannteste; im Jahr 1984 finden sich in englischen Wörterbüchern unter „slam“ schon Übersetzungen mit „Wettbewerbsform“. Demnach ist „poetry slam“<sup>56</sup> frei zu übersetzen mit „Dichtung in Wettbewerbsform“, was auch verstanden werden kann als Dichterwettstreit oder Dichterwettkampf.

Dass gerade in Deutschland an der englischen Bezeichnung festgehalten wird, mag auch damit zusammenhängen, dass „Dichterwettstreit“ hierzulande Assoziationen an altehrwürdige literarische Hochkultur weckt, wie an das alte Griechenland mit seinen zu Ehren der Götter ausgetragenen lyrischen Wettkämpfen oder an Goethes und Schillers „Balladenjahr“ 1797, dem wir „Der Handschuh“ oder „Der Zauberlehrling“ verdanken. Das Ringen um literarischen Anspruch ist aber gerade nicht das Ziel eines Poetry Slam, dessen Publikum und Künstler in aller Regel wenig an kanonisierter Literatur

---

<sup>54</sup> Zur Geschichte des Poetry Slam vgl. sowohl Anders, Petra: Poetry Slam. Live-Poeten in Dichterschlachten. Ein Arbeitsbuch. Mühlheim / Ruhr 2004. S. 42ff. als auch den erstaunlich soliden Wikipedia-Eintrag unter [www. Wikipedia.org/wiki/Poetry-Slam](http://www.Wikipedia.org/wiki/Poetry-Slam) (7.10. 2012).

<sup>55</sup> Zu den hier genannten Wortbedeutungen vgl. Anders, S. 14f.

<sup>56</sup> Im Folgenden werde ich Poetry Slam in dieser Form, also weder kursiv noch in Anführungszeichen, verwenden. Da es hier aber um Wortbedeutungen und Übersetzungen geht, finde ich es in diesem Zusammenhang passender, Poetry Slam wie eine fremde Vokabel in Anführungszeichen zu setzen.

interessiert sind.

Der Begründer der Bewegung, Marc Smith, war ein ehemaliger Bauarbeiter, der in seiner Freizeit Gedichte schrieb. Auf der Suche nach Publikum rief er im Jahr 1986 in Chicago den ersten Poetry Slam ins Leben, eine Mischung aus Dichterlesung und Dichterwettbewerb, die das Publikum miteinbezog: Jeder, der es sich zutraute, konnte am Mikrofon allen Anwesenden eigene Texte vortragen – wobei am Ende des Abends das Publikum entschied, wer dieser Mutigen den Preis für die beste Dichtung gewinnen sollte.

Dieser Gedanke, Literatur „für alle“ zu schreiben und sie in Abgrenzung vom elitären Literaturbetrieb bewusst nicht-elitär zu inszenieren, hat in den USA eine lange Tradition:

In den 1940er Jahren rebellierte eine junge Generation von Dichtern, darunter Allen Ginsberg, Jack Kerouac und William S. Burroughs, gegen das von der gebildeten Oberschicht geprägte Literaturverständnis ihrer Zeit, das sie als elitär und snobistisch empfanden. Die von ihnen gegründete „Beat-Bewegung“, setzte der wahrgenommenen Langeweile und dem elitären Eskapismus einen neuen Ton entgegen, der sich an Schock-Effekten, schnörkelloser Sprache und einem möglichst direkten, emotionalen Stil versuchte. Ein Höhepunkt dieser Neuorientierung ist sicherlich Ginsbergs Gedicht „The Howl“, ein „Geheul“ im wahrsten Sinne des Wortes über die Verlierer des damals noch kaum hinterfragten „American Dream“. Das Gedicht selbst schockierte die USA ebenso wie der Rahmen, in dem es vorgetragen wurde – und den ich hier in den anschaulichen Worten eines Beteiligten beschreiben will:

„Im Herbst 1955 entschloss sich eine Gruppe von [Dichtern], das System aus akademischer Poesie, beamteten Rezensenten, New Yorker Verlagsmaschinerie, nationaler Einfältigkeit und allgemein akzeptierter Standards des guten Geschmacks herauszufordern, indem sie eine offene Lesung ihrer Gedichte in einer heruntergekommenen, zweitklassigen Galerie für experimentelle Kunst im Schwarzenviertel von San Francisco veranstaltete. Sie verschickten hundert Postkarten, hängten Zettel in den Bars [...] auf, kauften eine Menge Wein, um das Publikum betrunken zu machen, und luden [einen] bekannten Anarchisten [...] als Zeremonienmeister ein[...].“<sup>57</sup>

Die Beat-Bewegung markiert den Beginn der literarischen Subkultur in den USA, die sich vor allem in den 1960er und 70er Jahren in Clubs und Kneipen verbreitete. Einige davon sind bis heute Zentren der alternativen Szene geblieben, wie etwa das bis heute legendäre „*Nuyorican Poets Café*“<sup>58</sup> in New York, das auch Ginsberg und Burroughs häufig besuchten, und wo Ende der 1980er Jahre auch erste Slams stattfanden.

<sup>57</sup> Zitiert nach Anders S. 43.

<sup>58</sup> Benannt nach einem der Mitbegründer des Cafés, dem Underground-Poeten Miguel Pinero, wegen seiner puertoricanischen Herkunft „Nuyorican“- „Puertoricaner aus New York“, genannt.

Demnach sind Poetry Slams Veranstaltungen, die Künstlern aus der Subkultur aller erdenklichen Prägung ein Forum bieten. Jazz-Musiker stehen häufig zusammen mit den Poeten auf der Bühne und sorgen für die musikalische Untermalung; in den USA kommen häufig auch Rapper und HipHopper zu Wort. Dies erklärt auch den im Vergleich mit Deutschland sehr viel ernsteren, auf Gesellschaftskritik abzielenden Ton amerikanischer Slam-Veranstaltungen: Häufig verstehen (und inszenieren) sich amerikanische Slammer als Sprachrohr der Unterdrückten und Ausgegrenzten und wählen den Sprechgesang des Rap, der traditionell soziale Misstände zum Thema hat, um die *message* ihrer Texte zu verstärken.

Smiths Idee verbreitete sich schnell innerhalb der USA und dann auch zunehmend in Europa. 1993 fand in Berlin der erste deutschsprachige Poetry Slam statt; München, Düsseldorf und Hamburg folgten. Inzwischen werden in Deutschland, Österreich und der Schweiz jeden Monat gut hundert Poetry Slams veranstaltet; Höhepunkt jeden Slam-Jahres sind die „Deutschsprachigen Meisterschaften der Poetry Slams“ im Herbst. Viele der so genannten Slam-Poeten sind literarisch durchaus ernst zu nehmen, wie etwa Bas Böttcher oder Sebastian Krämer<sup>59</sup>. Das Spiel mit Sprache im lebendigen Vortrag vor Publikum lässt sich durchaus als eine neue literarische Strömung unserer Zeit betrachten, deren weitere Entwicklung mit einigem Interesse verfolgt werden kann.

## **II.2. Formen und Abläufe von Poetry-Slam-Veranstaltungen**

Poetry Slams folgen nie ein und demselben Schema. Die Slams variieren je nachdem, was die Künstler, das Publikum oder die Veranstalter selbst sich wünschen. Fest stehen lediglich die folgenden Vorgaben: Während eines Slams tragen die Slam-Poeten ihre eigenen Texte vor, und zwar ohne nennenswerte Hilfsmittel wie etwa Kostümierung oder Requisiten. Für den Vortrag steht ihnen nur eine begrenzte Zeit, normalerweise 5 Minuten, zur Verfügung; wird diese überschritten, unterbricht man sie. Die Veranstaltung ist zu Ende, wenn sich das Publikum, oder eine vorher gewählte Jury, per Abstimmung für einen der Poeten entschieden hat. Dieser wird in einer Schlusszeremonie zum besten Dichter des Abends erklärt und erhält einen Preis.

Die Umsetzung dieser Vorgaben lässt den Beteiligten einiges an Spielraum, den sie meiner Erfahrung nach auch erschöpfend ausnutzen. So gibt es Slams, die dem

---

<sup>59</sup> Sebastian Krämer, geb. 1975, lebt als freier Kabarettist, Dichter und Sänger in Berlin. Von 1993-2000 Mitglied der Friedberger Akademie für Poesie und Musik. Veröffentlichung mehrerer CDs mit Kabarettprogrammen, Gastgeber der monatlichen Slams in der „Scheinbar“, Berlin. Vgl. Anders S. 82. Die Texte von Sebastian „Bas“ Böttcher sind in mehreren Anthologien erschienen, er selbst wurde vom Goethe-Institut gefördert und war Literaturstipendiat in Berlin. Vgl. ebenda S. 51.

Publikum erst einmal die Mitglieder der Jury vorstellen, und zwar in einer möglichst aufwändigen und weitschweifigen Zeremonie, deren erklärtes Ziel größtmögliche Skurrilität ist. Häufig führt aber auch ein Moderator durch den Abend, der zu Beginn außer Konkurrenz eigene Dichtung präsentiert<sup>60</sup>. Die Abstimmung über den besten Beitrag kann per Handzeichen, per Anzahl der auf die Bühne geworfenen Wäscheklammern oder, ganz klassisch, per Dauer und Lautstärke des Applauses stattfinden. Auch die Preise, die vergeben werden, könnten unterschiedlicher nicht sein: Manche Slams verleihen „richtige“ Preise wie Kinogutscheine oder Bücher, während bei anderen Veranstaltungen um IKEA-Bleistifte, Schneekugeln oder ein Pustefix gerungen wird.

Aber auch die Beiträge selbst sind mit den Jahren immer vielfältiger geworden. Inzwischen treten statt einem Dichter auch häufig Dichter-Teams auf die Bühne, die Dialoge oder Mini-Dramen zum Besten geben. Formal und inhaltlich werden in der Regel kaum Grenzen gesetzt; häufig handeln die Texte aber von persönlichen Erlebnissen oder Beobachtungen im Alltag. Gesellschaftskritik und politische Stellungnahme habe ich dagegen seltener erlebt, hier sind uns wohl die USA voraus (s. oben). Mittlerweile gibt es in Deutschland vielerorts auch themenbezogene Veranstaltungen, etwa die so genannten „Philo-Slams“, die nur Beiträge zu philosophischen Grundfragen wie etwa „Was ist Freiheit“ zulassen<sup>61</sup>.

Bei dieser bunten Vielfalt an Beiträgen, der Entscheidungsfindung per Abstimmung und der Freiheit in der Wahl von Themen und Formen ist Xóchil A. Schütz – selbst ehemalige Slam-Poetin und zurzeit Leiterin zahlreicher Slam-Poetry-Workshops – nur zuzustimmen, wenn sie Slam-Veranstaltungen als „gelebte Demokratie“ bezeichnet<sup>62</sup>.

### **II. 3. Gedichte auf der Bühne?! Warum Poetry Slam gerade für Jungen geeignet ist**

Bei allem Brimborium, den die Veranstalter betreiben mögen - ein gelungener Slam-Abend stellt nicht das Zeremoniell in den Vordergrund, sondern immer die Sprache. Wie kunstvoll und originell sie der jeweilige Poet einsetzt und wie gelungen er vorträgt, entscheidet in aller Regel darüber, wer den Abend für sich entscheidet.

---

<sup>60</sup> So gesehen in Tübingen, wo jeweils am ersten Montag im Monat im „Laden“ in der Südstadt ein Poetry Slam stattfindet. Hier nennt man diesen Programmpunkt „das Opferlamm“.

<sup>61</sup> Auch diese Form kenne ich aus Tübingen – sie ist Ergebnis einer Kooperation des Zimmertheaters, der Slam-Veranstalter aus dem „Laden“ und der philosophischen Fakultät.

<sup>62</sup> „[N]eben vielfältigen literarischen Formen wie zum Beispiel Poesie, lustigen Geschichten und von mehreren Personen vorgetragenen Mini-Dramen werden auch verschiedenste Themen aufgegriffen, neben persönlichen Erlebnissen nicht zuletzt auch aktuelle politische und gesellschaftliche Begebenheiten. In all seinen Aspekten ist der Poetry Slam schlussendlich gelebte Demokratie.“ Vgl. Xóchil A. Schütz: Slam Poetry – eigene Texte verfassen und performen. Buxtehude 2009. S. 6.

Einen für einen Poetry Slam geeigneten, sprachlich kunstvollen Texts zu verfassen – dass dies nun eine gerade für Jungen interessante Tätigkeit sein soll, klingt nicht sehr überzeugend. Schließlich lassen sich genug Beweise für das Desinteresse von Jungen an Sprache und Text finden, namentlich im Kontext Schule und Bildung: Glaubt man PISA und den Ergebnissen dieser Studie im Bereich Lesekompetenz, so haben viele Jungen bereits erhebliche Schwierigkeiten damit, Texte überhaupt zu verstehen (s. oben). Auch stößt bei Jungen offenbar auf Ablehnung, selbst etwas zu schreiben, vor allem wenn es um den Ausdruck eigener Emotionen oder um empathische Einfühlung in einen Text und seine Charaktere geht. Ulf Abraham, Professor für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur in Bamberg, weist in diesem Zusammenhang auf Beobachtungen aus dem Schulalltag hin: Die meisten Jungen weigerten sich kategorisch, zu einer Schullektüre ein so genanntes „Lesetagebuch“ zu führen, wie es im heutigen gerade auch auf die Schreibförderung abzielenden Deutschunterricht häufig gefordert wird: So etwas zu schreiben sei „Mädchenkram“<sup>63</sup>.

Beobachtungen wie diese, zusammen mit den niederschmetternden Ergebnissen der renommierten PISA-Studie, erwecken den Eindruck, dass es letztlich sinnlos ist, die Jungen von ihren Computern weglocken und für derartigen, emotional überladenen „Mädchenkram“ wie Dichtung und Sprache interessieren zu wollen. Ästhetische Bildung mit Hilfe von selbst verfassten Texten, von sprachlichen Bildern und Lautmalerei – im Zusammenhang mit Jungenförderung befindet man sich hier allem Anschein nach auf verlorenem Posten.

Interessant aber ist, dass die Wirklichkeit dieser Einschätzung widerspricht. Bis heute sind die bekanntesten Slam-Poeten Männer: Bas Böttcher und Sebastian Krämer wurden schon genannt, und es ließen sich noch Sebastian<sup>23</sup>, Marc-Uwe Kling, Gabriel Vetter oder Timo Brunke aufzählen als professionelle Künstler, die inzwischen gut von ihrer Arbeit leben können<sup>64</sup>.

Wer einen Poetry-Slam besucht, wird feststellen, dass mindestens die Hälfte aller Vortragenden Männer sind. Meiner Erfahrung nach treten fast ausschließlich Männer bei Slam-Abenden an, und wagt sich doch einmal eine Künstlerin auf die Bühne, so wird sie aller Wahrscheinlichkeit nicht gewinnen – zumindest habe ich bei einem Slam noch nie eine Gewinnerin erlebt. Bei vielen der von mir besuchten Slams traten Frauen

---

<sup>63</sup> Abraham, Ulf: Wir erfinden unsere Bücher selbst: Die ganz andere Klassenbibliothek. In: Cwik S. 67.

<sup>64</sup> Thematisiert wird das Geschlechterverhältnis beim Poetry Slam meines Wissens nach tatsächlich nur auf der Wikipedia-Seite (die zum Glück so schlecht nicht ist): Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Poetry\\_Slam#Humor\\_und\\_Geschlechterverhältnis](http://de.wikipedia.org/wiki/Poetry_Slam#Humor_und_Geschlechterverhältnis) (13.10.2012).

auch gar nicht erst an. Es sieht ganz danach aus, als wäre die Poetry-Slam-Welle, dieser erstaunliche Siegeszug des einfallsreichen Sprachspiels, eine Männerdomäne, in der Frauen nach wie vor eher Exotinnen sind.<sup>65</sup>

Vergleicht man die Texte männlicher und weiblicher Slam-Poeten, so fällt auf, dass die Verfasserinnen in einem wesentlich ernsteren und nachdenklicheren Stil schreiben als ihre männlichen Kollegen. Besonders gut zeigt sich das an Petra Anders' Arbeitsbuch zum Poetry Slam, das neben praktischen Tipps für den eigenen Slambeitrag auch Texte von bekannten Poeten enthält: Nora-Eugenie Gomringer beschreibt einen Spaziergang durch die Nacht, Xóchil A. Schütz zitiert in ihrem Liebesgedicht „Gute Mächte“ Bonhoeffer. Die Beiträge der männlichen Slammer dagegen sind weder nachdenklich noch ernst gemeint, wie etwa „Fettabsaug-Facharzts Fieberfantasien“ von Alex Dreppeç oder „Ode auf den Abwasch“ von Timo Brunke.<sup>66</sup> Das Vergnügen an Ironie und Sprachwitz ist diesen und anderen Texten männlicher Slammer deutlich anzumerken, und nichts deutet auf jungentypische Unlust an der Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks hin. Kreativer Umgang mit Sprache, so scheint es, ist sehr wohl Sache (junger) Männer: Genau die Fähigkeit nämlich, Ironie und Sprachwitz gezielt einzusetzen – so ein weiterer Experte, Jürgen Budde vom Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der Universität Halle – werde unter (jungen) Männern als „männlich“ empfunden und entscheide auch über den eigenen Status: „Erfolgreiche Ironie sichert eine übergeordnete Position.“<sup>67</sup>

Mit Buddes Beobachtung sind wir also wieder bei dem Schlüsselbegriff „Status“ angekommen, den zu bewahren und nach Möglichkeit zu erhöhen Jungen so wichtig ist (s.oben). Das soll nun aber nicht heißen, dass alle Jungen prinzipiell ein Problem mit ihrem Selbstwertgefühl haben und grundsätzlich im Auge zu behalten sind, da sich ihr Statusgerangel schnell auswachsen könnte zu brutalen Bandenkriegen, Etablieren von Hackordnungen und Ausgrenzung der Schwächsten. Die Sehnsucht, sich mit anderen zu messen, lässt sich vielmehr positiv umdeuten in die große Freude an jedweder Form des Wettbewerbs, die tatsächlich bei fast allen Jungen zu beobachten ist. Dies kann ich inzwischen aus eigener Erfahrung bestätigen:

Im Freizeitprogramm des diesjährigen Schüler-Sommer-Theaters hatten wir das Ratespiel „Charade“ vorgesehen, in dem Begriffe von einem Freiwilligen pantomimisch

<sup>65</sup> Derselbe Artikel zitiert auch eine Studie von Steffi Gläser, deren Einschätzung - „Noch immer sind Frauen in der Slamilly [d.h der Gemeinschaft der Slam-Poeten] deutlich unterrepräsentiert“ - ich aus eigener Erfahrung heraus nur zustimmen kann. Vgl. ebenda.

<sup>66</sup> Für die genannten Texte vgl. Anders S. 76 (Gomringer), 96 (Schütz), 66 (Dreppeç) und 131 (Brunke).

<sup>67</sup> Budde, Jürgen: Jungen als Schüler. In: Cwik S. 32.

dargestellt und von den übrigen Teilnehmern erraten werden. Wir legten die Spielregeln mit den Kindern gemeinsam fest und wurden vor allem von den Jungen dazu gedrängt, einen Wettbewerb mit zwei gegeneinander antretenden Teams daraus zu machen. Aus unserer Idee des gemeinsamen Ratespiels innerhalb einer Gruppe wurde auf diese Weise ein hochdramatisches Kräfteressen zweier Teams, ausgetragen im formellen Rahmen, vom Sammeln der Punkte auf einer eigens erstellten Tabelle bis zu feierlichen gegenseitigen Verpflichtungen zum *fair play*.

Wettbewerb, so schien es mir schon damals, spornt gerade die Jungen zu Höchstleistungen an und erlaubt es ihnen, Gefühle zu zeigen und mit aller Leidenschaft und Emotion an etwas teilzunehmen. Auch in der Fachwelt herrscht hier offenbar weitgehend Einigkeit. So stellt Cwik bereits im Vorwort des in dieser Arbeit schon häufiger herangezogenen Sammelbands „Jungen besser fördern“ fest, dass Jungen den Wettbewerb „lieben“ und „Spaß“ am „Kräfte messen“ haben.<sup>68</sup> Auch Dammler sieht den Mann an sich als geradezu süchtig nach Wettbewerben an: „Es reicht [Männern] einfach nicht, etwas nur zu tun – sie möchten auch wissen, wie gut sie es machen[...]“<sup>69</sup>

So gesehen, kann es also nicht im geringsten verwundern, dass sich Poetry Slam so sehr zur „Männersache“ entwickelt hat. Zwar zeichnet sich gerade ein guter Slam-Abend, zumindest meiner Meinung nach, dadurch aus, dass der Wettbewerbsgedanke nach Möglichkeit karikiert wird – etwa durch offensichtlich nutzlose Gewinne oder betont aufwändiges Zeremoniell – aber im Kern geht es doch immer um Gewinnen oder Verlieren.

Zusammengefasst lässt sich also sagen, dass mit Poetry Slam eine literarische Bewegung entstanden ist, die es auch Jungen erlaubt, sich für die poetischen Möglichkeiten der Sprache zu sensibilisieren, ohne sich wegen der Beschäftigung mit derartigem „Mädchenkram“ verdächtig zu machen: Als Wiederbelebung der jahrtausendealten Tradition des Dichterwettstreits bietet der Poetry Slam den Jungen jene Wettbewerbssituation, für die sie sich, sehr viel mehr an Status orientiert als Mädchen, begeistern können und die sie auch als legitime Form des Kräfteressens anerkennen. Zudem sind im Rahmen eines Slams so viele Formen und Inhalte erlaubt, dass auch die Lust am „Blödeln“, das reine Sprachspiel und der ironische Wortwitz zum Zug kommen – es darf also, wenn man Budde glauben darf, auf „männliche“ Art mit Sprache umgegangen werden, anstatt, wie etwa im Deutschunterricht so häufig

---

<sup>68</sup> Cwik S. 8.

<sup>69</sup> Dammler S.103.

gefordert, nur im Sinn nachdenklich-emotionaler Einfühlung eigene Texte zu schreiben. Und es darf natürlich auch nicht vergessen werden, dass es sich beim Poetry Slam um eine Form des szenischen Schreibens handelt und es also, wie beim Einstudieren eines Theaterstücks, letztlich darum geht, mit (selbst geschriebenem) Text eine Bühne zu betreten. Somit trainiert Poetry Slam nicht nur sprachliche Kompetenz, sondern auch das Präsent-Sein vor Publikum: Deutliches Sprechen, das Aushalten fremder Blicke und die Reflexion der eigenen Wirkung und der eigenen Grenzen.

Somit ist es auch denkbar, dass Jungen, die einmal an einem Slam teilgenommen haben, sich eher in Theater-AG's wagen werden: Durch den Auftritt im Rahmen eines Poetry Slam kennen sie die Situation des Auftritts vor (großem) Publikum und haben unter Umständen weniger Angst davor. Die erhöhte Sensibilität für die eigenen Fähigkeiten – zu sprachlichem Ausdruck, zu Kreativität, zu Präsenz – könnte sie außerdem neugierig darauf machen, verstärkt an diesen Fähigkeiten zu arbeiten und weitere Möglichkeiten von Sprache, Körpersprache und Bühnenpräsenz für sich zu entdecken.

Möglich, dass sich durch das Erarbeiten eines eigenen Slam-Beitrags auch das Interesse der Jungen am Lesen steigern lässt und ihnen langfristig jene Medienkompetenz verleiht, die sie davor schützt, später zum „Computermonster“ zu werden.

#### **II. 4. Profitieren nur die Jungen vom Poetry Slam?**

Es war nun vor allem von den Jungen die Rede und welche Vorteile der Poetry Slam für sie bieten kann. Haben wir die Mädchen darüber vergessen?

Während des Schüler-Sommer-Theaters führten wir mit den Jungen und Mädchen aus unserem Workshop im Alter von 8 bis 14 Jahren die folgende Übung durch:

Wir klebten mit Kreppband eine „Bühne“ auf dem Boden ab und setzten die Gruppe in einer Reihe als „Publikum“ davor. Der Reihe nach betrat nun jeder Teilnehmer einmal die Bühne, hielt dort eine Sekunde lang den Blicken der anderen stand, verbeugte sich und ging wieder von der Bühne ab. Die anderen Teilnehmer konnten in einem kurzen Feedback rückmelden, wie sie den Auftritt empfunden hatten und was man vielleicht daran verbessern könnte. Wer es dann noch einmal versuchen wollte, konnte die Bühne noch einmal betreten und dabei die Verbesserungsvorschläge aus der Gruppe ausprobieren. Da wir uns bewusst waren, wie unangenehm dieser kurze „Auftritt“ und die damit einhergehende Exponiertheit sein können, war die Teilnahme an dieser Übung freiwillig. Außerdem achteten wir darauf, nach jedem Auftritt als Zeichen der Anerkennung zu applaudieren, und natürlich auf ein faires und möglichst ermutigendes

Feedback. Es wagten sich denn auch fast alle auf die Bühne, manche erst nach gutem Zureden. Zwei unserer Mädchen im Alter von 12 und 13 aber wollten es nicht einmal versuchen, sondern lehnten es fast verzweifelt ab, sich dieser Situation auszusetzen. Uns verwunderte das letztlich gar nicht: Sie hatten schon in unserem kleinen Stück, das wir gemeinsam erarbeitet hatten, große Schwierigkeiten damit, auf der Bühne in irgendeiner Form im Vordergrund zu stehen und die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen oder selbst ins Publikum zu sehen, und sei es nur für kurze Zeit.

Während des Workshops in Schwetzingen ließ sich etwas Ähnliches beobachten: Unsere 15 Schülerinnen und Schüler aus der elften Klasse ließen sich bereitwillig auf die Übung ein, in einen von der Gruppe gebildeten Kreis zu treten und sich dort anschauen zu lassen, aber eben auch die Gelegenheit zu nutzen, zurückzuschauen und sich das Recht zu nehmen, die anderen zu beobachten – eine Vorübung zum Erlebnis des Auftritts auf der Bühne. Auch hier waren es die Mädchen, die schnell aus dem Kreis verschwanden, während sich die Jungen im Vergleich auffallend länger Zeit ließen. In der späteren Reflexionsrunde sprachen eher die Mädchen davon, wie unangenehm das Betreten des Kreises gewesen sei, auch diejenigen, die uns nicht nur als intelligent und aufgeweckt, sondern vor allem als stark und selbstbewusst aufgefallen waren.

Diese Szenen sehe ich immer dann vor mir, wenn im Zusammenhang mit der hier vorgestellten Debatte um die Jungenförderung von der Krise der männlichen Identität die Rede ist.

Mädchen und Frauen ringen sehr viel weniger als Jungen und Männer um ihr Selbstbild und um ein für ihr Geschlecht als „angemessen“ empfundenen Verhalten – das wurde gesagt (s. oben). „Unmännlich“ kann man sich heute schnell verhalten, der Vorwurf der „Unweiblichkeit“ dagegen klingt wie aus einer anderen Zeit.

Von den vielen Facetten, die Weiblichkeit also heute aufweisen darf – glücklicherweise – scheint mir aber, denke ich an die beschriebenen Übungen zurück, die der Selbstbehauptung und des Selbstbewusstseins doch eine der unbedeutendsten zu sein. Wie anders wäre auch sonst zu erklären, dass Frauen bei allen offensichtlichen Erfolgen beruflich nicht mehr aus ihren Talenten machen – oder dass auch in der Familienplanung früher oder später doch wieder die alten Rollenmuster die Oberhand gewinnen, wie es der Soziologe Blossfeld im Interview mit der ZEIT beschreibt? (s. oben).

Die eigene Meinung zu sagen, Risiken einzugehen und andere herauszufordern, könnten demnach Qualitäten sein, die man den Mädchen, so viel Selbstbewusstsein und Energie

sie auch aus ihren Erfolgen ziehen mögen, nach wie vor verstärkt beibringen müsste. „Selbstbewusstsein“ bleibt demnach das ewige Thema in der Mädchenförderung, so wie es wohl „Sensibilisierung“ in der Jungenförderung heißen müsste.

### **III. Zusammenfassung und abschließende Überlegungen**

Zieht man Bilanz aus der beschriebenen Situation von Jungen und Mädchen, so muss die entmutigende Wahrheit wohl lauten, dass beide Geschlechter benachteiligt werden, wenn auch jeweils auf andere Art. Im Bildungssystem – von der Kita bis zur weiterführenden Schule – haben die Jungen inzwischen mehr zu kämpfen, was zuletzt PISA eindrucksvoll belegt hat. Was Beruf und Karriere angeht, haben es wiederum die Mädchen schwerer: Wie gut sie auch in Schule und Ausbildung abschneiden (sehr viel besser als die Jungen), es scheint in der heutigen Gesellschaft nach wie vor nicht möglich zu sein, als Frau tatsächlich von derartigen Erfolgen profitieren zu können. Die Benachteiligung der Jungen im Bildungssystem und die nach wie vor bestehende Benachteiligung der Mädchen im Berufsleben sind Tatsachen unserer Zeit.

Insofern ist es alarmierend, dass im heutigen Bildungssystem nach wie vor so wenig Raum dafür bleibt, der zukünftigen Generation eben nicht nur Bildung im Sinn von Wissen, sondern auch im Sinn von ästhetischer Bildung zukommen zu lassen. In Zeiten sich wandelnder Werte, Lebensläufe voller Brüche und unsicherer Identitäten muss man einer heranwachsenden Generation – besonders den so genannten „bildungsfernen“ Schichten – beibringen, eigene Maßstäbe zu überdenken und nach Alternativen zum Altgewohnten zu suchen, statt sich an alten Rollenmustern (Frau bleibt zu Hause und hütet die Kinder, Mann geht arbeiten und ernährt die Familie) festzuhalten.

Um aber keine Angst vor alternativen Lebensentwürfen zu haben – und um Alternativen überhaupt als solche zu erkennen – braucht es Zeit, die eigene Wahrnehmung zu sensibilisieren. Theaterspiel, das Realitäten auf die Bühne stellt und mit ihnen spielt, kann den Blick öffnen für andere Sichtweisen. Es bietet einen geschützten Raum, um sich auszuprobieren, ohne dass etwas passiert – Mädchen können Bühnenkampf lernen; harte Kerle ihr Bewegungsrepertoire durch Tanz erweitern oder sich zu Musik bewegen, die in ihre Clique als „schwul“ gelten würde.

Doch gerade die Jungen und jungen Männer, deren Mißerfolge im Bildungssystem und darauf folgende Perspektivlosigkeit sie mancherorts durchaus zum handfesten Problem für den sozialen Frieden werden lassen, verweigern sich allen Angeboten, ihre eigene

Welt mit anderen Augen zu sehen und sich andere Perspektiven zu eröffnen: Im Chor zu singen, zu malen, zu tanzen, sich einer Theatergruppe anzuschließen – all das ist die Sache der Jungen nicht. Aus Angst, als „unmännlich“ zu gelten, verweigern sie sich allen Angeboten, die über Sport oder Computerspiel hinausgehen. Für dieses stereotype Verständnis von Männlichkeit sind sicher auch Mängel im Erziehungssystem und fest in der Gesellschaft verankerte Stereotype verantwortlich zu machen: Berufe im Erziehungswesen haben einen so schlechten Ruf, dass vor allem Männer, die sich nach wie vor eher eine steile Karriere zum Ziel setzen als Frauen, davor zurückschrecken, dort tätig zu werden. Statt gleichberechtigt Seite an Seite arbeitenden Frauen und Männern finden Jungen in der Kita, im Kindergarten und noch in der Grundschule also Frauen als Erzieherinnen und Männer als ihre Chefs vor – nichts, was ihnen von klein auf eine Alternative zum traditionellen Lebensentwurf der mütterlichen Frau und des übergeordneten Mannes vermitteln könnte.

Wie also gerade die Jungen dazu bewegen, sich auf „unmännliche“ Angebote aus dem Bereich der ästhetischen Bildung einzulassen, was ihnen den Mut geben könnte, sich anders auszuprobieren als in der klassischen Männerrolle?

Angesichts der weit verbreiteten Verweigerung der Jungen und jungen Männer gegenüber allem im weitesten Sinn Künstlerischen überrascht es, dass eine noch relativ junge literarische Strömung aus den USA, der so genannte „Poetry Slam“, inzwischen zu einer regelrechten Männerdomäne geworden ist. Poetry Slam lebt vom Vortrag selbst geschriebener Texte – von Prosa bis zu Mini-Dramen ist alles möglich – und hat die Form eines Dichterwettstreits: Jede Veranstaltung endet damit, dass das Publikum (oder eine Jury) den besten Dichter auswählt.

Meiner Ansicht nach ist der Wettbewerbscharakter *der* Schlüssel des Erfolgs, den der Poetry Slam bei jungen Männern hat. Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass gerade die Jungen bei allem, was auch nur im Entferntesten die Hoffnung auf Wettkampf und Kräftemessen weckt, mit einem Mal hellauf begeistert sind. Es wäre daher sinnvoll, über den Poetry Slam als eine Form des szenischen Schreibens als Alternative zum – von männlicher Seite zu oft schlicht verweigerten – Theaterspiel nachzudenken.

Wesentliche Qualitäten des Theaterspiels finden sich nämlich auch im Poetry Slam: Hier wie dort kommt es auf die Bewältigung des Auftritts vor Publikum an, erlebt man die eigene Wirkung und die eigene Präsenz, und hier wie dort wird – unter anderem – die Sprache eingesetzt, um beim Publikum etwas auszulösen: Wie man im Theaterstück

(zumindest des klassischen Zuschnitts) Sprache als künstlerisches Mittel erleben kann, so steht auch während einer Slam-Veranstaltung die Sprache als Kunstwerk im Mittelpunkt.

Man muss sich aber darüber im Klaren sein, dass ein Auftritt als Slam-Poet unter Umständen intensiver sein kann als der Auftritt als Figur in einem Theaterstück. Im Poetry Slam tritt man mit einem eigenen Text oder einem eigenen Sprachkunststück auf die Bühne. Welche sprachlichen Fähigkeiten man hat, wie man vor anderen auftritt, wie man Niederlagen erträgt, falls das Publikum jemand anderen zum besten Dichter ernennt – dies alles gilt es auszuhalten. Einen Rollenschutz wie im Theaterstück gibt es nicht. Zwar legen sich große Künstler der Slam-Szene durchaus eigene Bühnenidentitäten zu, aber während eines in den Schulalltag integrierten Slam-Poetry-Workshops dürfte für derartige Profi-Tricks kaum Zeit bleiben. Übungen zu Bühnenpräsenz und Körperwahrnehmung sind daher meiner Meinung nach unerlässlich in jedem Slam-Workshop, um das Selbstbewusstsein aller in der Gruppe zu stärken. Wer sich mit seinem Beitrag nicht auf die große Bühne traut, dem sollte die Möglichkeit gegeben werden, den eigenen Text trotzdem in irgendeiner Form zu präsentieren – von jemand anderem vorgelesen vielleicht, oder anonym mit anderen Texten zu einer Art Anthologie zusammengestellt.

Zudem gilt es die Entwicklungen in der „Szene“ im Auge zu behalten. Zwar glaube ich an den Wert der Kunstform „Poetry Slam“, gerade, das wurde ja sicherlich deutlich, in der Arbeit mit Mädchen und Jungen. Aber mit der zunehmenden Popularität der neuen literarischen Strömung ist es auch verstärkt zu Kommerzialisierung und Vermarktung gekommen – die einstige Subkultur ist, wie es so schön heißt, im „Mainstream“ angekommen. Mit dieser Anpassung an die Erfordernisse des Entertainments gehen dem Poetry Slam aber zentrale Qualitäten verloren, wie etwa der – im Grunde ja zutiefst demokratische – Anspruch, jeden zu Wort kommen zu lassen und den guten Willen und den Mut eines Slam-Poeten ebenso zu würdigen wie die tatsächliche Qualität seines Beitrags. Gerade die stillschweigende Verabredung aller Beteiligten, wirklich jeden Beitrag erst einmal gelten zu lassen, kann einem Slam-Abend den für die gesamte Bewegung typischen subversiven Charme verleihen. Will man eine ähnliche Atmosphäre in einem Workshop schaffen, so sollte man immer wieder betonen, wie wichtig es ist, erst einmal jeden Poeten gelten zu lassen und seinen Mut zu achten, etwas Selbstgeschriebenes vorzustellen. Zumal mit jungen Teilnehmerinnen und Teilnehmern ist das sehr wichtig, da sie häufig große Scheu vor dem Auftritt haben.

Haben erst einmal alle verstanden, dass Unsinn erlaubt ist und es erst einmal nicht auf das große Kunstwerk ankommt, entsteht überhaupt erst ein Slam im Sinne des Erfinders – in Wettkampfstimmung kommen alle noch früh genug.

## **Bibliographie**

### *Literatur*

Anders, Petra: Poetry Slam. Live-Poeten in Dichterschlachten. Ein Arbeitsbuch. Mühlheim / Ruhr 2004.

Dammler, Axel: Rosa Ritter und schwarze Prinzessinnen. Was wirklich „typisch männlich“ und „typisch weiblich“ ist. München 2011.

Gabriele Cwik (Hg.): Jungen besser fördern. Berlin 2009.

Gössling, Andreas: Die Männlichkeitslücke. Warum wir uns um die Jungs kümmern müssen. München 2008.

Müller-Walde, Katrin: Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können. Frankfurt/Main 2005.

Pickering, Jon: Wie das Lernen Jungen erreicht. Ein Programm zur Integration und Förderung. Mühlheim/Ruhr 2005.

Sax, Dr. Leonard: Jungs im Abseits. Die aufrüttelnde Analyse eines Kinderarztes: 5 Gründe, warum unsere Söhne immer antriebsloser werden. München 2007.

Walter, Melitta: Jungen sind anders, Mädchen auch. Den Blick schärfen für eine geschlechtergerechte Erziehung. München 2005.

Xóchil A.Schütz: Slam Poetry – eigene Texte verfassen und performen. Buxtehude 2009.

### *Internetbeiträge*

Wiarda, Jan-Martin: „Weiblich, gebildet, partnerlos. Frauen sind die wahren Bildungsaufsteiger. Was das für Paarbeziehungen bedeutet, erklärt der Soziologe Hans-Peter Blossfeld im Interview.“ In: [www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner](http://www.zeit.de/2012/33/C-Beziehung-Frauen-Maenner) (22.9.2012).

[www.wikipedia.org/wiki/Poetry-Slam](http://www.wikipedia.org/wiki/Poetry-Slam) (7.10. 2012).

### *Filmnachweis*

„Rhythm is It!“ Regie: Thomas Grube und Enrique Sánchez Lansch (2004).